Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 32 (1980)

Heft: 23

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

La Provinciale

Frankreich 1980. Regie: Claude Goretta (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/327)

Seinen neuen Kino-Spielfilm hat Claude Goretta erstmals ganz in französischer Produktion hergestellt. Auch das Thema ist französisch: Der Gegensatz zwischen Provinz und Metropole. Freilich, in der Perspektive des Films verrät sich doch Gorettas Herkunft. Er wertet die Provinz und das Provinzielle auf – wo sonst Paris den Nabel der Welt bedeutet, alles andere aber rückständiges Hinterland ist. Goretta bleibt seinem eigenen Ursprung treu, unter dessen Markenzeichen er in Paris entdeckt worden ist. Treue zu sich selber ist es aber auch, was seine Heldin im Film davor bewahrt, sich und ihre Würde in der Grossstadt zu verlieren.

Christine, 30jährig, von Beruf Bauzeichnerin, begibt sich nach Paris, um Arbeit zu suchen. In ihrer lothringischen Heimat ist sie seit längerem stellenlos gewesen. Sie trennt sich nicht leicht von ihr, obwohl in dem Industrieort nahe der luxemburgischen Grenze Streik und Wirtschaftskrise herrschen. Goretta zeigt die hügelige Landschaft der französischen Moselhöhen mit den dominierenden, braun-grauen Fabrikanlagen in weichem, dunst-gefiltertem Licht. Es sind Bilder des Abschieds, mit den Augen Christines gesehen, die zwischen Wehmut und Hoffnung auf einen Neubeginn schwankt. Die Stimmung kaschiert freilich nicht die Realität, aus der sich herauszulösen Christine im Begriffe ist. Die Menschen leiden unter der Unsicherheit ihrer materiellen Existenz. Christines früherem Chef stehen beim Abschied die Sorgen ins Gesicht geschrieben, er wird später einen Herzinfarkt erleiden. Entbehrungen und Angst sind die Folgen der Krise. Aber die Heimat in der Provinz, das ist auch das freundschaftliche Verhältnis am Arbeitsplatz und zum Chef, der Christine seine Pariser Wohnung zur Benützung überlässt; es ist die Erfahrung von Kameradschaft im Chor, der bei einer Probe für Christine ein Abschiedsfest improvisiert; es ist insgesamt das gewachsene Gefüge menschlicher Beziehungen, in denen sich der Einzelne gehalten weiss.

Dann Paris: Eine attraktive Kulisse – Goretta betont es bei Christines erstem Blick aus dem Fenster –, in der sich lauter Fremde aneinandervorbei bewegen. Die Anonymität erfährt Christine sogleich bei ihrer Ankunft. Als sie im Nachbarhaus nach ihrer Wohnung fragen will, tönt es bloss hinter verschlossener Tür hervor: «Connais pas!» Sie ist auf sich allein gestellt, niemand bietet ihr hier spontane Hilfe an – es sei denn, in der unverhohlenen Erwartung von Gegenleistungen: Männern erscheint die alleinstehende junge Frau als leichte Beute. Schon bei ihrer ersten Vorstellung muss Christine Zudringlichkeiten abwehren. Und was sie von dem einstigen Kollegen ihres Chefs sonst noch mitbekommt, ist deutlich genug: Hier werden keine Geschenke gemacht, hier muss jeder seine Haut – und was darunter ist – zu Markte tragen. Christine reagiert schockiert, läuft davon. Sie weiss noch nicht, dass sich diese Erfahrung für sie wiederholen wird. Vor allem dies: Männer haben Frau und womöglich Kinder zuhause, sind aber stets darauf aus, von «günstigen Gelegenheiten» zu profitieren, bei der Vergebung von Stellen sich Liebesdienste einzuhandeln. Die Ausnahme bestätigt hier nur die Regel: Einer lädt eine Nacht lang seine Lebensmüdigkeit auf Christine ab. Als sie am anderen Morgen bei ihm zur Arbeit antreten will, hat er Selbstmord begangen.

Auf der Suche nach einer Verdienstmöglichkeit lernt Christine die Schauspielerin Claire kennen. Sie hat sich und zwei Kinder allein durchzubringen und ist am Ende ihrer Kräfte. Da wirft sie

ihre Skrupeln über Bord und entschliesst sich, von den Wünschen der Männer zu profitieren. Sie verkauft sich gegen vertragliche Monatspauschalen an Geschäftsleute, denen «Zärtlichkeit» fehlt. Auf diese Weise wird sie ihre Schulden los, hat Zeit für die Kinder und kann sich ein wohlgeordnetes Leben einrichten. Christine beobachtet die Veränderungen im Leben ihrer Bekannten, dieweil sie selber zunehmend in materielle Schwierigkeiten gerät. Wird auch sie sich früher oder später wie Claire behelfen müssen? Sie verurteilt Claire nicht, erkennt aber das Verhängnisvolle des Vorgangs: Zärtlichkeit und Liebe werden zu Handelsware, Menschen und ihre Gefühle zu Objekten der Bedürfnisbefriedigung. Die Freiheit, die Liberalität des Lebens in der «Weltstadt» lässt die Beziehungen zu blossen Tauschgeschäften, zu blosser Ausbeutung unter der Herrschaft des nackten Egoismus verkommen.

«Cineplus» Freiburg/Schweiz

ap. Das Kantonale Medienzentrum (MZ) und die Leitung der Kinos Rex und Capitole haben sich zusammengeschlossen, um den Studenten und Studentinnen der Freiburger Oberstufe und der Universität die Gelegenheit zu geben, für ihren finanziellen Möglichkeiten angepasste Preise eine Auswahl qualitativ hochstehender Filme zu sehen. Das Programm der dritten Spielzeit bringt «Family Plot» von Alfred Hitchcock (4. Dez.), «Mama cumple cien años» von Carlos Saura (18. Dez.), «Front Page» von Billy Wilder (8. Jan.), «Ratataplan» von Maurizio Nichetti (22. Jan.), «Prima della rivoluzione» von Bernardo Bertolucci (5. Febr.), «Three Days of the Condor» von Sydney Pollack (19. Febr.), «Rude Boy» von Jack Hazan (12. März) und «Der amerikanische Freund» von Wim Wenders. Am 22./23. November findet zudem ein Intensiv-Filmwochenende «Aspekte des neuen deutschen Films» mit acht Werken und vom 6. bis 14. Dezember eine Retrospektive mit Filmen von Marcel L'Herbier statt.

Von diesem Aspekt nicht frei ist auch das Liebesverhältnis, das Christine, wenngleich zögernd, mit Rémy eingeht. Auch er ist Provinzler, Schweizer nämlich, und er gewinnt in seiner etwas unbeholfenen Art ihre Sympathie. Dass sie beide in ähnlicher Weise unter der Isolation in der Grossstadt leiden, lässt Christine freilich nicht übersehen, dass Rémy aus einer anderen Situation kommt. Er weilt für ein berufliches Praktikum in Paris, ist verheiratet und hat Kinder, die bereits studieren. Christine macht ihre Vorbehalte geltend, sie will sich nicht für ein blosses Abenteuer hergeben. Rémy beschwichtigt, zieht aber keine Konsequenzen. Als er ein Angebot für Japan erhält, geht ihm die Aussicht auf beruflichen Aufstieg vor. Für Christine bedeutet sein Weggang den Verlust des einzigen, prekären Stücks Geborgenheit. Dennoch beharrt sie auf dem vollständigen Bruch. Sie fürchtete, sich wehzutun, und so ist es auch gekommen. Jetzt will sie lieber wieder auf sich allein gestellt sein, als neuerliche Enttäuschungen riskieren.

Eine typische Durchschnittsfranzösin ohne Probleme wollte ein Werbefilmer in Christine sehen. In Wahrheit ist sie in Paris Abgründen entlang gegangen. Nach einem letzten Erlebnis bei einem Wochenendtreff von Bau- und Finanzfachleuten, wo Frauen als Wett- und wiederum als Beuteobjekte behandelt werden, kehrt sie der Stadt und ihrer Gesellschaft den Rücken. Sie haben ihr nur Enttäuschungen, Demütigungen, Entwürdigung gebracht. Ihr Versuch, hier zu leben, war ein einziger Leidensweg, wie ihn schon in der Einleitung des Films die unterlegte Chormusik angekündigt hatte. Dieser düsteren Seite, der Schilderung von Paris als einem Ort menschlicher Erniedrigung, steht freilich im Film eine erstaunlich helle gegenüber.

Christine will sich selber treu bleiben, und sie vermag in der schwierigen Situation zu bestehen. Auf ihre leise, aber bestimmte Art behauptet sie sich gegen den übermächtigen Anpassungsdruck. Die unangenehmen Erfahrungen bei der Stellensuche und die Korrumpierbarkeit der Menschen rundum machen ihr zu

Nathalie Baye und Bruno Ganz in Claude Gorettas «La Provinciale».

schaffen. Öfters kann sie Tränen der Wut und der Enttäuschung nicht unterdrücken. Dennoch lässt sie sich ihre Überzeugung nicht abkaufen. Und ihr Lebenswille bewahrt sie auch davor, in Krisen abzustürzen. Eine starke Zuversicht strahlt von ihr, strahlt auf diese Weise vom ganzen Film aus – eine Zuversicht, die glaubhaft ist, weil sie der Realität sich stellt, aber auf der Möglichkeit beharrt, an dieser Realität zu wachsen.

Goretta hat mit «La Provinciale» etwas im Kino Seltenes geschaffen: Ein Frauenporträt, das schön und zugleich ermutigend ist, weil es einen Menschen in der Verteidigung seiner Würde zeigt, der sich vom Weg zu seiner Bestimmung nicht abbringen lässt. Die Kraft dazu, so deutet Goretta an, erwächst Christine aus ihrer Herkunft, der Herkunft aus der Provinz und ihrer den Menschen schützenden, achtenden Gesellschaft. Hinter dem unprätentiösen Äusseren seines Films verbirgt sich damit ein Bekenntnis, das anzeigt, wie sehr der Westschweizer mit diesem Werk auch zu sich selber gefunden hat. Anteil am Gelingen des Films und an der Betroffenheit, die er beim Zuschauer auslöst, hat aber auch die Hauptdarstellerin Nathalie Baye. Sie interpretiert ihre Rolle verhalten, empfindsam, ohne Sentimentalität. In ihrem feingeschnittenen Gesicht spielt sich ein guter Teil des schmerzhaften Reifungsprozesses ab, und über dieses Gesicht auch legt sich in den letzten Bildern ein verklärendes Licht der Befreiung. Ist Christine als eine Art Heilige zu sehen? Ein Pariser redet im Film einmal herablassend von den «Heiligen», die es halt nur in der Provinz noch geben könne. Dem steht Christines letzte Äusserung gegenüber, dass sie keineswegs ein seltener Ausnahmefall sei mit ihrer Handlungsweise. Goretta, so lässt sich daraus entnehmen, glaubt an seine Heldin als eine echte Möglichkeit des Menschseins in dieser Zeit.

Edgar Wettstein

Es ist kalt in Brandenburg (Hitler töten)

Schweiz 1980. Realisation: Villi Hermann, Hans Stürm, Niklaus Meienberg, in Zusammenarbeit mit Roger Jendly (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/320)

Der Film, seine Stimmung, seine Struktur, seine «Botschaft» (die Anführungszeichen sind unerlässlich; denn es wird keine Botschaft ausgesprochen, und ob das, was durch die Elemente des Films, durch seine Bilder insistenter als durch die Gesprächspartikel, «Botschaft» heissen kann oder aber einfach Betroffenheit, mag man sich fragen), der Film löst eine so dichte Fülle von Assoziationen aus, dass man sich ihrer kaum erwehren kann und vielleicht ja auch gar nicht erwehren sollte. «Es ist kalt in Brandenburg (Hitler töten)»: von «Deutschland, ein Wintermärchen» bis zu «Deutschland im Herbst», von der «Einsamkeit des Langstreckenläufers» bis zur «Angst des Tormanns beim Elfmeter» klingt da vielerlei an. Und wenn der Roman «Das dritte Buch über Achim» von Uwe Johnson vom Autor ursprünglich «Beschreibung einer Beschreibung» betitelt wurde, so wäre das wohl die exakteste Benennung für diesen Film.

Ein Film über den bis vor kurzem überhaupt nicht bekannten Westschweizer Hitler-Attentäter Maurice Bavaud war beabsichtigt. Dass sich die Eroberung dieses vergessenen, durch die Vergessenheit verschütteten Lebens sowohl von der heroisierenden Erweckung durch Rolf Hochhuth («Tell 38») wie von der Arbeit des Historikers Klaus Urner (die, längst angekündigt, erst kürzlich erschienen ist, was auch mit der wachsenden Unsicherheit Urners gegenüber einigen seiner vorschnell – oder, wenn man lieber will: versuchsweise – in Zeitungsartikeln formulierten Argumentationen zu tun haben dürfte) unterscheiden würde, war von Anfang an klar, war durch das Temperament der Autoren, das Medium Film, durch eine Recherche, die aus Engagement und Betroffenheit, die für die Filmautoren immer mehr, immer unausweichlicher zu Erfahrungs- und Bewusstseinsprozessen wurde, gegeben. Was in allererster Linie zu rühmen ist, bleibt der Verzicht auf didaktische Deutung. Dieser Bavaud-Film ist ein Film der Spurensuche, der Lokaltermine geworden, voller Überraschungen und voller Ratlosigkeit, ein Film, der so nur möglich ist, weil der Zuschauer vom Anfang bis zum Ende spürt, dass Villi Hermann, Niklaus Meienberg und Hans Stürm sich selbst in ungewöhnlich intensiver Art mit eingebracht haben.

Maurice Bavaud, gebürtiger Waadtländer, als Sohn eines Pöstlers und einer Gemüsehändlerin 1916 in Neuenburg geboren, trat nach einer abgeschlossenen Lehre als technischer Zeichner 1935 in die katholische Missionsschule von Saint-Ilan in der Bretagne ein, verliess sie aber im Sommer 1938, ohne die Schulung zum Missionar abgeschlossen zu haben, fuhr im Oktober jenes Jahres, ohne sich jemandem zu erklären, nach Deutschland, reiste dort Hitler nach, zu dem er sich durch fingierte Empfehlungsschreiben französischer Faschisten Zugang zu verschaffen hoffte, machte mit einer kleinkalibrigen Pistole Schiessübungen auf dem Ammersee (Ziele waren Papierschiffchen) und im Wald bei Berchtesgaden, wurde von der Bahnpolizei ergriffen, als er abgebrannt ohne Fahrkarte auf der Rückreise war. Dass er ein Attentat auf Hitler habe verüben wollen, sagte er im Lauf langer Gestapo-Verhöre, mit der auffälligen Formulierung: «Der Verdacht, den man gegen mich hegt, ist eine Realität.» Er wurde im Dezember 1939 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und 1941 in Plötzensee hingerichtet.

Rekonstruierbar ist der «Fall» nur durch Gestapo-Akten und durch Briefe Bavaude aus der Haft an seine Eltern. Dass Hermann/Meienberg/Stürm diesen parteiischen oder kontrollierten Akten nicht viel mehr entnehmen als die äussern Daten, spricht für gebotenes Misstrauen. Dass Folter angewandt wurde, lässt sich aus einigen Briefstellen erahnen; wie die vierfache Ankettung der Häftlinge in Plötzeneee war, lässt sich rekonstruieren. Im übrigen aber bleibt

Der Schweizer Botschafter Frölicher (links): ein Dokument aus dem Film «Es ist kalt in Brandenburg».

so viel offen, widersprüchlich, ambivalent, dass man die Geschichte von Maurice Bavaud auf mancherlei Art erzählen könnte – aber das wäre immer ein Zurecht-Rücken, ein Behaften von Mutmassungen. Dass die Autoren des Fims nicht verschiedene Versionen gegeneinander abgewogen haben, sondern die Andeutungen als Andeutungen offen haben stehen lassen, scheint mir im ganzen die ehrlichste und angemessenste Form der Annäherung. Vor allem ist der Verzicht auf die spekulativen Gedankengänge, die eine innere Abhängigkeit von seinem Mitzögling Marcel Gerbohay (der später von der Gestapo in Frankreich ebenfalls aufgegriffen und ohne auch nur den Schein eines ordentlichen Prozesses hingerichtet wurde) voraussetzen, zu schätzen. «Gerbohay, das wäre eine Geschichte für sich», sagten die Autoren bei der Pressekonferenz nach der ersten Vorführung des Films, und das trifft ohne Zweifel zu – eine Geschichte übrigens, die nicht nur durch Verschweigen (wie bei Bavaud) zugeschüttet ist, sondern auch durch Gerüchte.

Man mag sich allerdings fragen, ob nicht auch die Filmautoren einer vorgegebenen Suggestion erlegen sind, indem sie Bavaud zum vorneherein als Hitler-Attentäter sahen; das ist er aber erst in der Gestapohaft geworden. Die fingierten Empfehlungsschreiben und die Pistole, die nicht viel mehr als eine Spielzeugpistole war, liessen auch die Mutmassung zu, er habe sich den Zugang zu Hitler auch ohne Attentatsabsicht erschleichen wollen: etwa als Journalist (denn sein fiebriges Zeitungsstudium gehört zu den am untrüglichsten bezeugten Tatsachen). Es haben sich auf entsprechende Weise Journalisten den Zutritt zu Idi Amin Dada oder Lo Nol erstritten, und es sind daraus Filme oder Zeitungsartikel ge-

worden (denn dass man die stümperhaften Bewacher austrickst, kann zu einem Gefühl der Kumpanei mit Diktatoren führen). Ich meine keineswegs, das sei «die» Lösung des «Falles» Bavaud; ich wundere mich nur, dass Journalisten, denen solche Berufsusancen nicht ganz fremd sind, daran gar nicht denken, sondern aus der Tatsache, dass Bavaud nach Monaten Gestapohaft den Attentatsverdacht innerlich als «eine Realität» angenommen hat, eine Bestätigung ableiten.

Noch irritierender finde ich die wenigen Worte, die im Film zu seinem Pazifismus geäussert werden. Dass Bavaud glühender Pazifist, Antimilitarist, Verehrer von Tolstoi und Gandhi war, bestätigen Geschwister und Bekannte. Und dann wird nur gefragt, ob ein Pistolenattentat zu einem Pazifisten passe. Das ist eine Fragestellung von heute (so weit haben es die Militärgerichte gebracht, die Dienstverweigerung aus Gewissensgründen höchstens dann gelten lassen, wenn der Betreffende glaubhaft machen kann, dass für ihn Gewaltanwendung in gar keinem Fall in Frage käme!). 1938 aber konnte Pazifismus sehr wohl die Motivation zu einem Attentat auf Hitler sein, der Europa in einen neuen Krieg zu stürzen drohte (oder versprach, wie man lieber will).

Der Historiker müsste auch ein paar Unschärfen am Rand anmerken: Falls tatsächlich (was ich nicht glaube) irgend ein bewusster Entscheid dahintersteht, dass das Gebäude der Schweizer Gesandtschaft im Bombenhagel unversehrt blieb, können kaum die Berliner Feuerwehrleute mit ihrer Lust auf Schweizer Schokolade dafür in Anspruch genommen werden, sondern allenfalls die britischen und amerikanischen Bomberpiloten, weil ja damals die Schweizer Gesandtschaft auch die diplomatischen Interessen Grossbritanniens und Amerikas vertrat. Wenn man (mit Recht) Vorbehalte hat gegen die von der Gestapo kontrollierten Briefe aus den Gefängnissen, kann man nicht so tun, als hätte damals in der Schweizer Gesandtschaft irgend etwas Tapferes unkontrollierte durch die Gestapo gesprochen oder geschrieben werden können. Doch, solche Einwände in Nebendingen bedenkend, sieht man natürlich auch eine Gefahr. Die Autoren haben rechtzeitig vor den Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen im Bild des Maurice Bavaud kapituliert und sich nicht auf einen historischen Debatten-Film eingelassen. Hätten sie auch noch bei Nebenfiguren darauf verzichtet, Bestimmtes zu sagen, weil im Grunde genommen Widersprüchliches, Kontradiktorisches zu sagen wäre, so hätte der Zuschauer bald zu wenig Haltepunkte.

Immerhin: Ausgegrabene Filmdokumente (ein Werbefilm für Berchtesgaden, ein Wochenschaubericht über Schweizer Schützen in Berlin) und aktuelle Aufzeichnungen (Strassengespräche in München über die Reichskristallnacht) bringen auch im Wort Aufstörendes. Das Schwergewicht des Films aber liegt in den Bildern, in der Dramaturgie der Bilder, in dem, was die Bilder ohne Kommentar erzählen: vom Missionsseminar in der Bretagne bis Plötzensee. Und dazwischen das endlose Pendeln zwischen deutschen Städten auf den Autobahnen, die Hitler zu bauen begonnen hat. Kälte und Verlassenheit prägen diese Bildfluchten, machen sie zu einer Art traumatischer Meditationsbilder. Das ist eine neue Art, die Geschichte eines Menschen im Film zu erzählen. Mit grosser Sensibilität ist dabei der Schauspieler Roger Jondly als Stellvertreter – nicht als Darsteller – von Maurice Bavaud eingesetzt. Die Struktur des Films ist ganz aus dem Umgang der Autoren mit der historischen Figur erwachsen: heutiger Autoren mit heutigen Problemen im Nacken – ein Film über Villi Hermann, Niklaus Meienberg und Hans Stürm also ebenso wie ein Film über Maurice Bavaud, aber ohne jede Spur von Eitelkeit und ohne jede Spur von doktrinärem Überguss, ein Film des Erschreckens über die Unfähigkeit zu trauern. Hans Rudolf Hilty

PS Als Nummer 3 der vom Schweizerischen Filmzentrum, Zürich herausgegebenen Reihe «Texte zum Schweizer Film» ist zu diesem Film eine Broschüre (134 Seiten, illustriert) erschienen, die umfangreiches Hintergrundmaterial (Interviews, Dokumente, Texte aus dem Film) enthält. Konzept, Zusammenstellung des Materials und Redaktion besorgte Jörg Huber. Dem vorliegenden ZOOM-FB liegt eine Bestellkarte bei.

KURZBESPRECHUNGEN

40. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» 3. Dezember 1980

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift «ZOOM-FILMBERATER» – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

The Blues Brothers 80/315

Regie: John Landis; Buch: Dan Aykroyd und J. Landis; Kamera: Stephen M. Katz; Darsteller: John Belushi, Dan Aykroyd, Carrie Fisher, Cab Calloway, Henri Gibson, John Candy u. a.; Produktion: USA 1980, Universal (Robert K. Weiss), 133 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Schwarzer Anzug, schwarzer Hut, dunkle Brille – und absolut cool: So präsentieren sich die Gebrüder Blues, deren Anstrengungen, ihre alte Band für ein Wohltätigkeitskonzert wieder aufzubauen, mit gigantischen Sachbeschädigungen verbunden sind, so dass sie bald Polizei, Armee, Nazi- und sonstige Schlägertrupps auf den Fersen haben. Obwohl dieses Slapstickmusical viel zu lang geraten ist, und die chaotische Zerstörungslust rasch nur noch stumpfsinnig erscheint, vermag der unterkühlte Anarchohumor Aykroyds und Belushis, kombiniert mit lebendigen Blues-, Gospel- und Rhythemklängen, die Destruktionsorgie zusammenzuhalten.– Allenfalls ab etwa 14 möglich.

J

Il cacciatore di squali (Dschungel-Django) 80/316

Regie: Enzo G. Castellari; Buch: Alfredo Gianetti und Gisella Longo; Kamera: Paul Perez Cubero; Musik: Guido und Maurizio De Angelis; Darsteller: Franco Nero, Werner Pochat, Mike Forrest, Mirta Miler, Patricia Silvera, George Luke, Eduardo Fajardo u. a.; Produktion: Italien 1979, T. R. A. C., 85 Min.; Verleih: Domino Film, Wädenswil.

Ein Haifischjäger und ein Berufstaucher wollen aus einem ins karibische Meer abgestürzten Flugzeug hundert Millionen Dollar bergen. Eine Gangsterorganisation ist auch an diesem Geld interessiert, und die Rivalen bekämpfen sich auf brutalste Art. Trotz wilden Verfolgungsjagden wird keine Spannung erzeugt, da von Anfang an klarsteht, dass die «gute» Partei den Kampf gewinnen wird.

E

Dschungel-Django

Chuquiago 80/317

Regie: Antonio Eguino; Buch: Oscar Soria; Kamera: A. Eguino und Julio Lencina; Darsteller: Nestor Yujra, Edmundo Villarrod, David Santalla, Tatiana Aponte, Alejandra Quispe u. a.; Produktion: Bolivien 1977, Ukamau, 87 Min., 16mm, farbig, Lichtton; Verleih: SELECTA-Film, Freiburg.

Der Film erzählt die Geschichte von vier Personen, die alle in Boliviens geschäftiger Hauptstadt La Paz wohnen. Ihr Name «Chuquiago» erinnert an die indianische Aymara-Zivilisation, auf deren Ruinen sie erbaut worden ist. Die dargestellten vier – ein Indianerjunge, ein Arbeiter, ein Beamter und eine Tochter aus der bürgerlichen Oberschicht – stehen nicht nur für verschiedene gesellschaftliche Klassen, sondern auch für deren Widersprüche, Entfremdungserscheinungen und Krisen der Identität. – Ab etwa 14 Jahren. → 22/80 (Arbeitsblatt)

J★★

TV/RADIO-TIP

Samstag, 6. Dezember

10.00 Uhr, DRS II (Stereo)

Vogelgezwitscher

Hörspiel von James Saunders, übersetzt von Hilde Spiel. Regie: Hans Hausmann. – Zwei Vögel in einem Käfig. Der eine war früher einmal draussen, der andere nie. Zum Zeitvertreib philosophieren sie fröhlich existentialistisch vor sich hin. Alles geht gut, bis ein militantes weibliches Singvögelchen zu ihnen stösst, das ununterbrochen nach Freiheit piepst. Da geht die Philosophie plötzlich nicht mehr auf. Die Vögel: Wolfgang Stendar, Hans Helmut Dikkow und Ursela Monn. Das Hörspiel ist eine Koproduktion von Radio DRS mit dem Westdeutschen Rundfunk. (Zweitsendung: Freitag, 12. Dezember, 20.05 Uhr, DRS 2)

20.15 Uhr, ZDF

Der Mann, der sich in Luft auflöste

Kriminalfilm von Peter Bacsó, nach dem gleichnamigen Roman von Maj Sjöwall und Per Wahlöö, mit Derek Jacobi, Judy Winter, Ferenc Bács. – Per Wahlöö (1926–1975) war bereits ein bekannter Publizist, als er Anfang der sechziger Jahre die Journalistin Maj Sjöwall heiratete. Fortan verfassten beide gemeinsam eine Reihe von Kriminalromanen mit stark sozialkritischem Akzent. Hauptfigur ist stets Inspektor Martin Beck von der Reichsmordkommission in Stockholm. Zwei Drittel des Romans und auch des Films – an den Originalschauplätzen gedreht – spielen in Budapest. Die Titelfigur ist der schwedische Boulevard-Reporter Alf Matsson, ein ebenso trinkfreudiger wie trinkfester Geselle, der während einer Dienstreise nach Budapest verschwunden ist. Seine Zeitung droht, Alarm zu schlagen. Die schwedische Regierung schaltet sich ein. Sie will keine politischen Verwicklungen mit Ungarn und bittet die Stockholmer Kriminalpolizei um Hilfe. Inspektor Beck wird in inoffizieller Mission nach Budapest geschickt. Auf eigene Faust soll er die Spur des Vermissten verfolgen. Der ungarische Regisseur Peter Bacsó nennt seinen Film einen intellektuellen Krimi mit kritischer Sicht auf Schweden und Ungarn. Das heisst allerdings nicht, dass die schon bei Sjöwall und Wahlöö angelegte Ironie zu kurz käme.

22.30 Uhr, ARD

Kill Me If You Can
(Der Mann in der Todeszelle)

Spielfilm von Buzz Kulik (USA 1977), mit Alan Alda, Rose Portillo, Virginia Kiser. – Im Jahre 1948 wird der 27jährige Caryl Chessman von einem amerikanischen Gericht wegen Entführung mit räuberischer Absicht und Körperverletzung zum Tode verurteilt. Damit beginnt für Chessman, der sich als unschuldig bezeichnet und selber verteidigt hatte, ein zwölfjähriger Kampf um sein Leben. Die Urteilsvollstreckung wird achtmal aufgeschoben; am 2. Mai 1960 stirbt Chessman in der Gaskammer von San Quentin. Das Drehbuch basiert auf dem tatsächlichen Hergang der Geschehnisse; bei der Produktion wirkte Chessmans damalige Anwältin als technische Beraterin mit.

Sonntag, 7. Dezember

10.30 Uhr, ZDF

Berlin Alexanderplatz

Spielfilm von Phil Jutzi (Deutschland 1931), mit Heinrich George, Margarete Schlegel, Bernhard Minetti. – Alfred Döblins berühmter Roman in der ersten Filmfassung aus dem Jahre 1931, in der politisch naiv deutsche Innerlichkeit als Mittel der Politik gepriesen wird. Schauspielerisch beachtlich: Heinrich George ist der etwas schwerfällige, gutmütige Franz Biberkopf, der nach seiner ersten Gefängnisstrafe ein ehrlicher Mann werden will, zunächst aber scheitert, weil er glaubt, die Umstände seien gegen ihn. Als Dokument der Filmproduktion kurz vor dem Dritten Reich von grossem Interesse, derzeit zum Vergleich mit Fassbinders Fernsehserie von besonderer Aktualität.

14.05 Uhr, DRS I

Stalin-Panzer

Das Dialekthörspiel von Adolf Winiger beruht auf Erfahrungen: Tatsache ist, dass an Weihnachten 1978 «Stalin-Panzer» in Tausenden von Stuben als Geschenk für Kinder unter dem Weihnachtsbaum lagen, in der Nähe von friedlichen Krippen – Friede den Menschen... Jene «Stalin-Panzer»

The Elephant Man 80/318

Regie: David Lynch; Buch: Christopher DeVore, Eric Bergren, D. Lynch, nach den Büchern von Frederick Treves und Ashley Montagu; Musik: John Morris; Darsteller: John Hurt, Anthony Hopkins, John Gielgud, Anne Bancroft, Freddie Jones, Wendy Hiller u. a.; Produktion: Grossbritannien 1980; Jonathan Sanger/ EMI, 125 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Rekonstruktion des Schicksals eines jungen Mannes, der im viktorianischen London seiner grauenvollen körperlichen Missbildungen wegen als Jahrmarktsattraktion feilgeboten wird, bis ihn ein ehrgeiziger Chirurg entdeckt, ihn zunächst als wissenschaftliches Demonstrationsobjekt benutzt und schliesslich hinter dem abstossenden Äusseren einen sensiblen, intelligenten und liebenswürdigen Menschen entdeckt. Der hervorragend fotografierte und gespielte Schwarzweissfilm ist ein bewegendes Plädoyer für die Würde eines Menschen, der auf den ersten Blick nur Abscheu hervorruft. Allerdings lässt der Film bei der Darstellung der Reaktionen des «niederen» Volkes und der «besseren» Gesellschaft auf das «Monster» eine tiefere Analyse vermissen. J★ →23/80

The Empire Strikes Back (Das Imperium schlägt zurück) 80/319

Regie: Irvin Kershner; Buch: Leigh Brackett und Lawrence Kasdan, nach der Story von George Lucas; Kamera: Peter Suschitzky; Musik: John Williams; Darsteller: Mark Hamill, Harrison Ford, Carrie Fisher, Billy Dee Williams, Anthony Daniels, Frank Oz, David Prowse, Peter Mayhew, Kenny Baker, Alec Guiness u. a.; Produktion: USA 1980, Lucasfilm, 125 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Im zweiten Teil von «Star Wars» geht der interstellare Krieg zwischen dem Imperium des Bösen und den Rebellen unter der Prinzessin Leia Organa weiter. Inhaltlich finden sich auch diesmal Symbole und Figuren aus Märchen und Elemente verschiedener Weltphilosophien. Der Zuschauer kommt in Bezug auf Spannung und höchst phantasiereiche Details voll auf seine Kosten, insbesondere was Technik und Tricks betrifft, während die menschlichen Beziehungen und Intrigen nur eine dürftige bis öde Darstellung erfahren. – Für Science-Fiction-Fans ab etwa 12 dennoch sehenswert.

J★ Das Imperium schlägt zurück

Es ist kalt in Brandenburg (Hitler töten) 80/320

Realisation: Villi Hermann, Hans Stürm, Niklaus Meienberg, in Zusammenarbeit mit Roger Jendly; Video-Technik: Jean Richner; Musik: Frank Wolff; Produktion: Schweiz/BRD 1980, Villi Hermann/Niklaus Meienberg/Hans Stürm und Filmkollektiv Zürich, 150 Min.; Verleih: Filmcooperative Zürich.

Anhand von Foto- und Filmdokumenten, von Akten und Aussagen von Verwandten und Zeitgenossen werden Spuren des Schweizers Maurice Bavaud gesichert, der 1938 Hitler töten wollte und 1941 in Plötzensee hingerichtet wurde. Darüber hinaus ist dieser Dokumentarfilm die eindringliche Beschreibung eines emotionalen und gesellschaftlichen Klimas, von dem die Autoren Spuren auch in der Gegenwart finden. – Ab etwa 14 mit Diskussion möglich. →23/80

J★ Hitler töten

Hsia Nu (A Touch of Zen) 80/321

Regie: King Hu; Buch: King Hu nach der gleichnamigen Erzählung von P'u Sung-Ling; Kamera: Hua Hui-Ying und Chou Yeh-Hsing; Musik: Ng Tai-Kong; Darsteller: Shih Chung, Hsu Feng, Pai Ying, Tien Peng, Roy Chiao u. a.; Produktion: Hongkong 1969–1972, International Film für Union Film, 180 Min.; Verleih: Monopole Pathé, Genf.

Zur Zeit der Ming-Dynastie stellt sich in Nordchina ein junger Schreiber und Porträtmaler auf die Seite des rätselhaften Mädchens Yang, dessen Vater von der «Östlichen Gruppe» der kaiserlichen Geheimpolizei zu Tode gefoltert wurde, und unterstützt es in seinem Kampf gegen seine unerbittlichen Feinde. Von der Kameraarbeit her stellenweise eindrückliche und exotische, aber allzu langatmige Mischung aus Historienfilm, Gespenstergeschichte, Schwertkämpfen und Zen-Buddhismus.

E A Touch of Zen

wurden – als Aktion – zu nur Fr. 8.95 in einem Warenhaus zu einem grossen Turm aufgeschichtet und fanden reissenden Absatz. Man kann auf den Kauf von Kriegsspielzeug verzichten, aber dann gibt es ja noch Menschen, die es verkaufen müssen..., müssen sie? Denken sie über die Probleme nach oder ist es schlicht ein Existenzkampf wie: mit Hilfe von Gift makellose Äpfel zu produzieren, einen ehemaligen Strafgefangenen aus Sicherheitsgründen nicht einzustellen, umweltschädigende Spraydosen herzustellen und...? Regie führt Julian Dillier.

Montag, 8. Dezember

23.00 Uhr, ARD

Serkalo (Der Spiegel)

Spielfilm von Andrej Tarkowski (UdSSR 1974), mit Margarita Terechowa, Alla Demidowa, I. Danilzew. – In einem durch die Ebenen der Realität, der Erinnerung und der Sinneseindrücke vielfach gebrochenen Spiegel, versucht sich Tarkowskij zu sehen und zu erkennen, Bezüge zu seinen Eltern, seiner Arbeit, aber auch seiner Heimat zu schaffen. Das subjektive Autobiographische erweitert sich zu einer eindrücklichen philosophischen Betrachtung über die Stellung des Individuums im kommunistischen Staat. Neben den inhaltlichen lohnen auch die künstlerischen Qualitäten die Auseinandersetzung mit diesem aussergewöhnlichen Film, der nicht unbedingt kompliziert, aber in einer guten Weise geheimnisvoll wie ein starkes Gedicht ist. – Vgl. die ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 7/78.

Dienstag, 9. Dezember

10.00 Uhr, DRS II

«Früher war mir alles klarer»

Die Sendung bringt ein Gespräch mit einer jungen Chinesin, Gedichte des Vorsitzenden Mao Tse-tung – und ein paar Gedanken dazu. – «Natürlich wäre es besser, wenn jeder seine Meinung frei sagen könnte, ohne Schwierigkeiten zu haben damit. Aber das ist bei uns jetzt völlig unmöglich. Deshalb meide ich Politik.» Die Frau, die das sagt, ist 25 Jahre alt und studiert in Peking Fremdsprachen. Sie macht sich ihre Gedanken über Gott, die Welt und ihr Leben als Chinesin in China. Auf ihren Wunsch sind sie und ihr Gesprächspartner namenlos geblieben. Markus Maeder erläutert in Zwischentexten die Zusammenhänge.

Mittwoch, 10. Dezember

17.00 Uhr, ARD

Der brennende Daumen

Spezialeffekte im Film, ein Film von Georg Bense. – «Der brennende Daumen» ist Teil einer Reihe von medienpädagogischen Beiträgen des Saarländischen Rundfunks (SR) zum Thema Spielfilmherstellung. Diese Reihe will Kindern helfen, die Scheinrealität vieler Fernsehspiele und Kinofilme leichter zu durchschauen. Für rauchende Colts bei morgendlichen Nebelschwaden, für brennende Häuser oder explodierende Autos ist beim Spielfilm der sogenannte Spezial-Effekte-Mann zuständig. Er hat auch dafür zu sorgen, dass zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ein Knopf abspringt – oder dass (selbstverständlich unechtes) Blut fliesst. Die Kunst und das Geheimnis des Spezial-Effekte-Manns bestehen darin, dass er ein Haus in Flammen aufgehen lässt, ohne dass es wirklich brennt, dass Colts rauchen, ohne dass wirklich geschossen wird, kurz: dass er perfekte Täuschungsmanöver fabriziert. (Einen weiteren Film von Georg Bense – «Der lautlose Schuss oder Wie der Ton zum Film kommt» sendet der SR am Mittwoch, 17. Dezember, um 16.15 Uhr im Kinderprogramm des Deutschen Fernsehens/ARD.)

17.00 Uhr, TV DRS

Milenas Weihnacht

Ein Kinderspielfilm des Finnischen Fernsehens nach einem Buch von Marita Lindquist. Schweizerdeutsche Bearbeitung von Erika Brüggmann. – Eines Tages, kurz vor Weihnachten, kommt die zehnjährige Malena von der Schule nach Hause und muss erfahren, dass ihre Mutter gestorben ist. Von da an glaubt sie, sie hätte kein Recht mehr, glücklich zu sein. Laut und fröhlich zu sein wie vorher, scheint ihr verboten. Malena teilt ihr Leben in die Zeit vor und nach Mutters Tod. Dieses Vorher und Nachher gleicht sich nicht im geringsten. Der Vater bestärkt Malena in ihrem Bemühen, ihre Traurigkeit zu überwinden.

Donnerstag, 11. Dezember

16.05 Uhr, DRS I

«Tschau Mo»

Hörspiel von Klaus Thiele-Dohrmann; Dialektfassung und Regie: Matthias Spallart;

Je, tu, il, elle 80/322

Regie und Buch: Chantal Akerman; Kamera: Bénédicte Delesalle; Darsteller: Chantal Akerman, Claire Wauthion, Niesl Arestrup u. a.; Produktion: Belgien 1974, Paradise Film, 90 Min.; Verleih: vorübergehend bei Cinélibre.

Der Film der belgischen Autorin ist in vier Teile gegliedert: Eine verlassene junge Frau richtet sich, völlig mit sich selber beschäftigt, in einem kahlen Zimmer ein. Sie schreibt tagelang Briefe an eine imaginäre Person. Beim Autostopp begegnet sie einem Lastwagenchauffeur, den sie sexuell befriedigt. Schliesslich sucht sie eine Freundin auf; dabei kommt es zu einer heftigen sexuellen Begegnung. Aus feministischer Perspektive schuf die Autorin im Grunde genommen ein äusserst pessimistisches Bild menschlicher (Nicht-)Beziehungen. Die langen Einstellungen, die spärliche Verwendung von Zoom und Schwenk sowie der langsame Rhythmus zwingen den Zuschauer zu beschaulicher Aufmerksamkeit und erzeugen das Gefühl von Spannungslosigkeit.

E

Letti selvaggi (Wilde Betten) 80/323

Regie: Luigi Zampa; Buch: Tonino Guerra und Giorgio Salvoni; Kamera: Giuseppe Ruzzolini; Musik: Riz Ortolani; Darsteller: Sylvia Kristel, Ursula Andress, Laura Antonelli, Monika Vitti u. a.; Produktion: Italien 1978, Zodiac, 95 Min.; Verleih: Elite, Zürich.

Episodenfilm zum Thema «Emanzipation auf italienisch»: Vier Frauen, «Inkarnationen» des Weiblichen, locken Paschas, Patriarchen und Papagallos mit ihren weiblichen «Waffen» in ihre Fänge, um ihnen dann zu zeigen, wie das Rollenverständnis der Geschlechter heute aufzufassen ist. Leider verschenkt diese Komödie die an sich hübsche Idee und kommt nicht über das Niveau mässiger Unterhaltung hinaus, da es Luigi Zampa nicht gelungen ist, den Reigen des Männlichkeitswahns und seine ironische Brechung durch die sich verweigernden Frauen mit Schwung und Esprit zu inszenieren.

E

Malizia erotica (Zeig mir, wie man's macht) 80/324

Regie und Buch: José Larraz; Musik: Ubaldo Continiello, Darsteller: Laura Gemser, Barbara Rey, Mila Stanic, Daniele Vargas, José Saza Tornil, Gabriele Tinti u. a.; Produktion: Italien/Spanien 1979, ADA/Estela, 80 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Ein Gymnasiast, der mittels eines Periskops das Intimleben zweier lesbischer Krankenschwestern beobachtet, wird von den beiden schliesslich in die «Liebe» eingeführt, während seine Mutter sich vorwiegend ihrem Liebhaber und sein Vater sich seinen hypochondrischen Problemen widmet. Albernes Sexlustspiel, das vorwiegend aus Nuditäten und pornografischen Einlagen zusammengesetzt ist.

E

Die Patriotin 80/325

Regie und Buch: Alexander Kluge; Kamera: Günter Hörmann, Werner Lüring, Thomas Mauch, Jörg Schmidt-Reitwein; Darsteller: Hannelore Hoger, Dieter Mainka, Alfred Edel, Alexander von Eschwege, Beate Holle u. a.; Produktion: BRD 1979, Kairos Film, 121 Min.; Verleih: vorübergehend bei Cinélibre, Basel.

Ausgehend von sehr vielfältigem Material (Dokumentaraufnahmen, eigene Spielfilmszenen, fiktive Dokumente, Märchenbilder usw.) hat Alexander Kluge sein Bild von der Wirklichkeit der Gegenwart wie der Vergangenheit «zerteilt» in kleine Stückchen von Bildern und Worten als kritische und phantasievolle Anregung konzipiert. Die aus «Deutschland im Herbst» bekannte Geschichtslehrerin Gabi Teichert sowie das einsam um die Welt gehende Knie eines im Zweiten Weltkrieg gefallenen Obergefreiten helfen Kluge bei seinen Grabungen nach der deutschen Geschichte. Scharfes Kombinations- und Abstraktionsvermögen widerspiegeln sich in der anspruchsvollen Konzeption, die das Mitdenken des Zuschauers unumgänglich macht.

→24/80

Sprecher: Franz Matter. – Ein Mann, der nach sechsjähriger Ehe von seiner Frau verlassen worden ist, telefoniert mit Freunden und Bekannten. Überzeugt, in seiner Ehe alles richtig gemacht zu haben, beschwert er sich über das Verhalten seiner Frau. Zu seiner Überraschung aber findet er kaum Unterstützung in seinen Vorwürfen, sondern muss zur Erkenntnis kommen, dass ihn selber ein erheblicher Teil der Schuld an der Trennung trifft. (Zweitsendung am Dienstag, 16. Dezember, um 19.30 Uhr).

Freitag, 12. Dezember

14.05 Uhr, DRS II

Wenn Kinder trauern

Klara Obermüller stellt in dieser Sendung ein Buch von Tobias Brocher vor. Sie schreibt dazu: «Kind und Tod – zwei Begriffe, die unser Bewusstsein nur schwer zusammendenkt. Tod, Wissen um den Tod, davor möchten wir Kinder bewahren, solange es nur geht. Doch Kinder fragen, und sie haben ein Recht zu wissen. Sie haben ein Recht zu wissen, dass Leben auf ein Ende hin angelegt ist.» Es gilt Antworten zu finden, die dem Kind helfen, das Woher und Wohin des Lebens zu erfassen. Der Psychoanalytiker Tobias Brocher hat in seinem Buch «wenn Kinder trauern» Möglichkeiten solcher Fragen und Antworten aufgezeigt. Er stellt zunächst anhand von Kinderzeichnungen und Aufsätzen zum Thema Tod dar, wie Kinder verschiedener Altersstufen Tod verstehen und erleben, und gibt anschliessend Verständnishilfen für all jene Situationen, in denen Kinder mit der Realität des Todes konfrontiert werden.

23.00 Uhr, TV DRS

A State of Siege

Fernsehfilm von Vincent Ward und Timothy White, nach der Novelle von Janet Frame. – Neben den traditionellen Filmländern gibt es zahlreiche Länder, deren Filmproduktion bei uns so gut wie unbekannt ist. Dazu gehört auch Neuseeland. «A State of Siege» gilt in seinem Entstehungsland als hervorragendes Beispiel für das moderne neuseeländische Kino. Auszeichnungen bei den Festivals von Miami und Chicago brachten dem 1978 entstandenen Film auch internationale Anerkennung. Die sehr unaufwendige, vor allem mit Bildern, Impressionen und Detailbeobachtungen arbeitende Produktion weist sehr wenig Dialog auf. Der Vorstellungskraft des Zuschauers wird breiter Raum gelassen.

Sonntag, 14. Dezember

08.30 Uhr, DRS II

Erfahrungen in Ephesus (1)

Der Schweizer Theologe und Publizist Walter J. Hollenweger hat einen ebenso ungewöhnlichen wie wirksamen Stil der Verkündigung entwickelt: er erzählt Geschichten. Wo andere Theologen einen Bibeltext nach allen Regeln der Kunst «exegisieren» ihn abklopfen nach Herkunft, Stellenwert und Bedeutung heute, lässt Hollenweger erfundene Gestalten genau das erleben, worum es im jeweiligen Text geht. So erzählte er in seinen Bibelarbeiten auf dem Berliner Kirchentag 1977 durch den Mund eines Schreibsklaven bei der korinthischen Handels- und Gewerbebank von der Entstehung der Christengemeinde in Korinth zur Zeit des Apostels Paulus. Auf dem Kirchentag 1979 in Nürnberg ging Hollenweger in gleicher Weise mit dem Epheserbrief um. – Radio DRS hat die Reihe «Erfahrungen in Ephesus» vom Südwestfunk übernommen.

Montag, 15. Dezember

21.20 Uhr, ZDF

Die Faust in der Tasche

Spielfilm von Max Willutzki (BRD 1977), mit Ernst Hannawald, Ursela Monn, Manfred Krug. – Arbeitslose Jugendliche werden von einem Ordensbruder mit pädagogischem Geschick und Verständnis in einem Jugendclub betreut und menschlich gefördert. Das Werk droht am Unverständnis der Erwachsenen zu scheitern. Mit diesem überaus wichtigen und atmosphärisch dichten Film, in dem die Heimat- und Beziehungslosigkeit der heutigen Jugend exemplarisch vorgeführt wird, ist Regisseur Willutzki der Gefahr entgangen, einen trokkenen Lehrfilm zu inszenieren. Er zeigt glaubwürdig, dass die Nöte vieler Jugendlicher kein individuelles und persönliches Problem sind. Vielmehr ist ihm, trotz gelegentlicher ärgerlicher Überzeichnungen, ein Film gelungen, der im besten Sinne unterhält und den Betroffenen Mut macht. Wegen seiner Ahnungslosigkeit im kirchlichen Bereich, wirkt der Film etwas wirklichkeitsfern.

Phobia (Höllenfahrt in den Horror) 80/326

Regie: John Huston; Buch: Lew Lehman, Jimmy Sangster, Peter Bellwood; Kamera: Reginald H. Morris; Musik: André Gagnon; Darsteller: Paul Michael Glaser, Susan Hogan, John Colicos, Alexandra Stewart, Robert O'Ree u. a.; Produktion: Kanada/USA 1980, Larry Spiegel & Mel Bergman, 94 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Psychothriller um die gewaltsamen Todesfälle von fünf Patienten, die sich freiwillig der neuen, psychisch qualvollen Therapie eines Psychiaters unterzogen haben, der sie von ihren Phobien (Ängsten) befreien will. Obwohl den Mordfällen die Zwangsvorstellungen und irrationalen Ängste von Menschen zugrunde liegen, tritt das psychologische Moment der Kriminalgeschichte zugunsten ihrer Auflösung in den Hintergrund zurück. Deswegen vermögen die routinierte, insgesamt recht spannende, aber atmosphärisch wenig dichte Inszenierung sowie die blass gezeichneten und verkörperten Charaktere nicht zu packen.

E

Höllenfahrt in den Horror

La Provinciale 80/327

Regie: Claude Goretta; Buch: Cl. Goretta, Jacques Kirschner, Rosine Rochette; Kamera: Philippe Rousselot; Musik: Arie Dzierlatka; Darsteller: Nathalie Baye, Angela Winkler, Bruno Ganz, Dominique Paturel, Patrick Chesnais u. a.; Produktion: Frankreich/BRD 1980, Phenix/FR 3/Gaumont/James, 110 Min.; Verleih: Citel, Genf.

Weil es in ihrer lothringischen Heimat kriselt, zieht eine junge Frau nach Paris, um Arbeit zu suchen. Auf sich allein gestellt, begegnet sie erheblichen Schwierigkeiten und muss vor allem Männer abwehren, die ihre Situation ausnützen wollen. In einer menschlich subtilen, das soziale Umfeld genau beobachtenden Schilderung zeichnet der Film einen bemerkenswerten Reifungsprozess auf. Dank der Verwurzelung in ihrer Herkunft, behauptet die Heldin sich und ihren Lebenswillen gegen den Anpassungsdruck in der Grossstadt. Mit der Aufwertung der Provinz und des Provinziellen bleibt auch Goretta selber seiner Herkunft treu. →23/80

E★★

Topper (Der erstaunliche Mister Topper) 80/328

Regie: Norman Z. McLeod; Buch: Jack Jerne, Eric Hatch, Eddie Moran, nach einer Kurzgeschichte von Thorne Smith; Kamera: Norbert Brodine; Darsteller: Cary Grant, Constance Bennett, Roland Young, Billie Burke, Alan Mowbray u. a.; Produktion: USA 1937, Hal Roach, 95 Min.; Verleih: Columbus Film, Zürich.

Ein leichtlebiges Paar kommt bei einem Autounfall um, verharrt aber solange in einem geisterhaften Stadium, in dem es sich beliebig unsichtbar machen kann (glänzend gelöst dank der bestens beherrschten Tricktechnik), bis es eine gute Tat vollbracht hat. «Opfer» wird Mr. Topper, ein von seiner sittenstrengen Frau drangsalierter Bankier. Nach ersten Anlaufschwierigkeiten findet der Film seinen Schwung: Schauspielerische Kabinettstücklein jagen Gags, die ihre Frische über Jahre bewahrt haben. Tragendes Element dieses fantasievollen, unbeschwerten Unterhaltungsfilms ist der von Geist und Witz sprühende Dialog.

J★

Der erstaunliche Mister Topper

Das Traumhaus 80/329

Regie: Ulrich Schamoni; Buch: Wolfgang Menge; Kamera: Igor Luther; Musik: Peter Herbolzheimer; Darsteller: Horst Frank, Judy Winter, Jochen Schroeder, Leslie Malton, Kika Mol, Jakobine Engel u. a.; Produktion: BRD 1979, Bärenfilm und Paramount, 113 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Vier junge Leute sehen ihre idyllisch-alternative Lebensweise in einer alten Berliner Villa durch eine Baulöwin bedroht. Ein Ingenieur eilt ihnen zu Hilfe, indem er das Haus renoviert, wobei die Idylle jedoch verloren geht. Die jungen Leute weichen aufs Land aus. Streckenweise zwar witzig-unterhaltsamer, aber nicht durchgehend gelungener, weil handwerklich allzu simpel und naiv gestalteter Versuch, zwei wichtige Zeit-Themen – das alternative Leben und die Bauspekulation – überzeugend darzustellen.

J

Dienstag, 16. Dezember

22.00 Uhr, ZDF

Violanta

Spielfilm von Daniel Schmid (Schweiz 1977), mit Lucia Bosé, Maria Schneider, Lou Castel, Ingrid Caven, François Simon. – Die Rückkehr Silvers zur Hochzeit seiner Halbschwester Laura stürzt die beiden in eine Verwirrung der Gefühle und führt zur Aufdeckung schuldhafter Verstrickungen der Richterin Violanta, Lauras Mutter, mit Lebenden und Toten ihrer Sippe. Daniel Schmids in eine zeitlos-mythische Gebirgswelt (Bergell) transponierte Geschichte ist die, bei aller Treu zur Vorlage, ungewöhnlich eigenschöpferische Verfilmung von C. F. Meyers Novelle «Die Richterin», die in diesem faszinierenden, komplexen Film eine zusätzliche Dimension des Düsteren und Magischen erhalten hat. – Vgl. die ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 6/78.

Donnerstag, 18. Dezember

20.00 Uhr, TV DRS

Stolz oder Die Rückkehr

Ein Film von Friedrich Kappeler; dritter Beitrag zum Spielfilmzyklus «Die sieben Todsünden». – Der 1949 in Frauenfeld geborene und dort ansässige Autor und Regisseur über den Inhalt seines Films: «Ein junger Mann, der vor Jahren zornig zu Hause ausgezogen ist, sitzt jetzt wieder im Zug. Kurz vor seiner Rückkehr hat er in einem Brief geschrieben: «Es ist in der letzten Zeit vorgekommen, dass ich am Morgen nicht mehr weiss, wozu ich überhaupt aufstehen soll. Mir ist bewusst geworden, wie weit ich mich entfernt habe von dem, was ich mir einmal vorgestellt habe.» Der Brief geht in ein schweizerisches Städtchen, an den Vater des jungen Mannes, den Fotografen, und an die Mutter. Daheim angekommen, sieht der junge Mann seine Vaterstadt mit den Augen eines Fremden, obschon ihm alles immer noch irgendwie vertraut ist. Die Vorstellung, zu diesen Leuten und zu diesen Häusern zu gehören, ist ihm hier auf einmal nicht mehr möglich, obwohl er sich in Deutschland, wo auch er als Fotograf gearbeitet hat, gerade an dieser Vorstellung gern gehalten hat. Aber hier scheint alles irgendwie besetzt; alles gehört schon jemand oder zu jemand.»

21.45 Uhr, ARD

Franz Hohler: Schubert-Abend

Der Schweizer Franz Hohler, Kabarettist, Musiker, Komponist, Dichter, Dramatiker und Darsteller, ist seit 1966 mit verschiedenen Solo-Programmen unterwegs. Nach einer mehrjährigen freiwilligen Pause kommt er jetzt mit einem «Schubert-Abend» eigener Prägung. Da geraten ihm Noten und Notizen durcheinander, sind sein Cello, sein Hackbrett, aber auch eine Schreibmaschine und Kartonschachteln mitspielende Requisiten. Aber da ist vor allem Hohler mit seiner Präsenz, seinen Melodien, Parodien, Grotesken und Szenen, die sich zu einem Selbstbildnis unserer Zeit, der vorangegangenen und der kommenden, zusammenbinden. Ein Hohler-Programm, das verblüfft.

Freitag, 19. Dezember

20.15 Uhr, ARD

Le chat (Die Katze)

Spielfilm von Pierre Granier-Deferre (Frankreich 1971), mit Simone Signoret und Jean Gabin. – Eine alternde Frau sucht vergeblich die Beachtung und Anteilnahme ihres Mannes zurückzugewinnen, dessen verkümmerte Liebesfähigkeit durch eine Katze absorbiert wird. Symbolisch etwas überdeutlich in einem Abbruchviertel angesiedelte Schilderung einer zerfallenen Ehe, deren Partner sich nichts mehr zu sagen haben und doch nicht voneinander lassen können. Bemerkens- und bedenkenswerte Darstellung von Problemen des Alterns, der Einsamkeit und der Entfremdung eines Paares am Ende seines Lebens.

21.45 Uhr, TV DRS

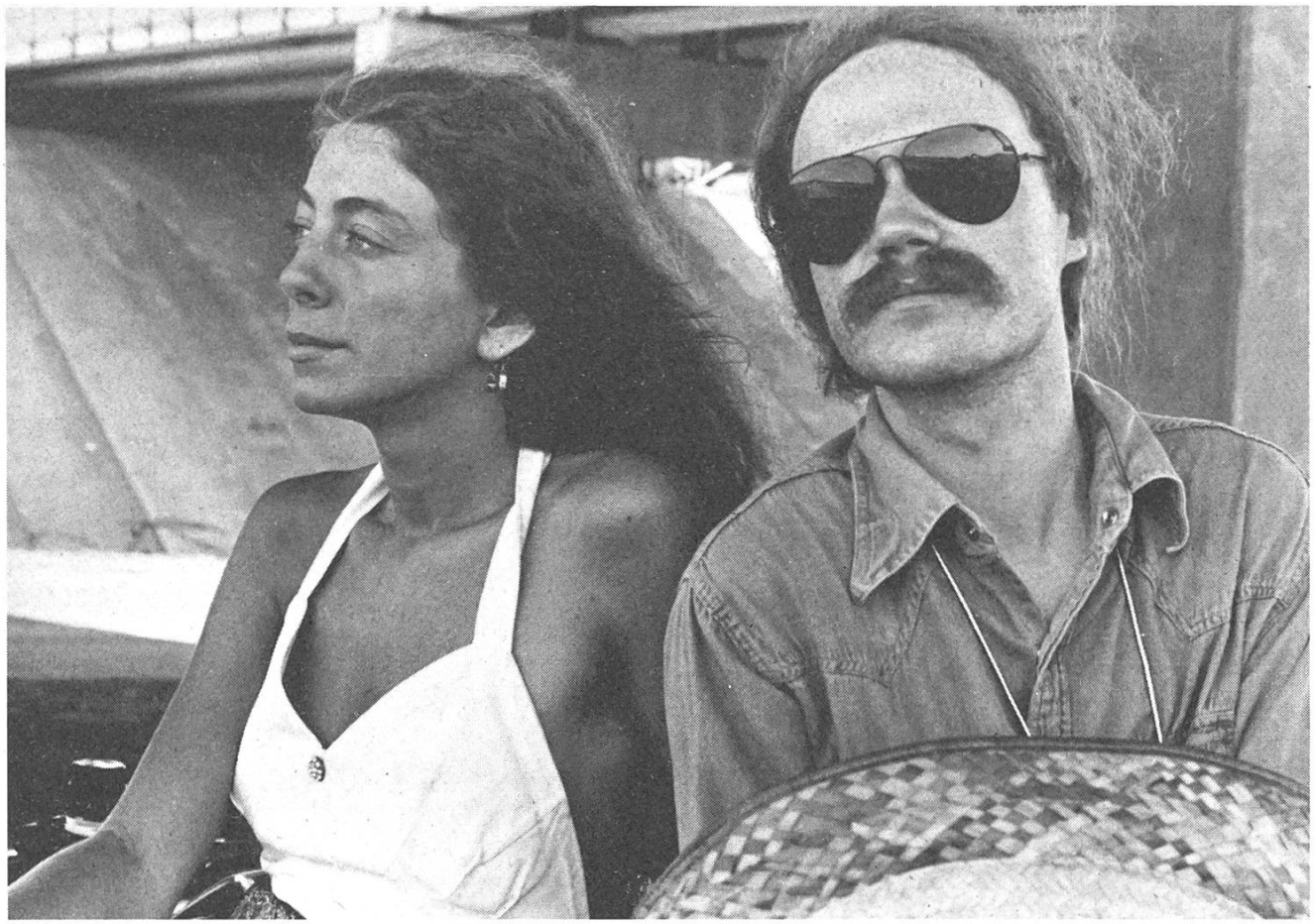
The Tin Star (Stern des Gesetzes)

Spielfilm von Anthony Mann (USA 1957), mit Henry Fonda, Anthony Perkins, Betsy Palmer. – Ein Wildwestfilm mit höherem Ehrgeiz: Ein junger Sheriff lernt durch die Hilfe eines erfahrenen Kollegen, dass zu seinem Amt nicht nur die Überlegenheit der Waffen, sondern auch die des Charakters gehört. Unter Verzicht auf Grausamkeiten sehr spannend, psychologisch fein gegliedert, aber in der Durchführung des Themas nicht konsequent genug.

Moon In Taurus

Schweiz 1980. Regie: Steff Gruber (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/280)

Steff Grubers (27) «Moon In Taurus», nach einigen Kurzfilmen sein erster ausgewachsener Streifen, ist ein autobiographisches Werk, wie es in dieser Direktheit im neueren schweizerischen Filmschaffen kaum Vergleichbares gibt. Die eigene Person, subjektive Erfahrungen und Positionen in Bezug auf die Beziehung zu einer Frau einer Prüfung zu unterziehen, dieses Thema bestimmt den Ablauf und die Dramaturgie dieses Films. Steff Grubers «Leiden an sich selbst», vermischt wohl auch mit einer Prise Lust an der Selbstenttäusserung und verursacht durch die gescheiterte Beziehung mit einer Frau, hat hier eine Darstellung erfahren, in der dokumentarische und nachgespielte, gewissermassen fiktive Szenen ineinanderfliessen.
Alle Personen stellen sich selber dar. Die Kamera, meist statisch fixiert auf Gespräche zu zweit und zu dritt, erforscht ihre Beziehungen zu einander, beobachtet die Sprechenden, zeigt Gegensätze, Widersprüche, Unausgesprochenes auf und bezieht auch die Umgebung, die Landschaft als Chiffren der Realität und eines Lebensgefühls mit ein. Steff Gruber hat sich dabei selbst total in den Film eingebracht – er figuriert als Drehbuchautor, Produzent, Regisseur und Darsteller und hat zudem in zweijähriger Arbeit 15 Stunden Filmmaterial auf 96 Minuten zusammengeschnitten.
Der Film besteht fast nur aus Gesprächen, hat keine eigentliche Handlung, aber doch eine «Geschichte»: Mit einer kleinen Equipe reiste Steff Gruber 1978 in die Kleinstadt Athens im Süden der USA, wo er fünf Jahre zuvor «Massmedia-Philosophy Studies» an der Universität von Georgia betrieben hatte. Er wollte Wanda wiedersehen, die er als amerikanische Kunststudentin in der Toscana kennengelernt und mit ihr dann in Italien und Zürich zusammengelebt hatte. Als die Beziehung nicht mehr richtig klappen wollte, waren die beiden nach Athens, in die Heimat Wandas, gezogen. Wanda verliess Steff jedoch nach einem Jahr, worauf er wieder in die Schweiz zurückgekehrt war. Fünf Jahre später wollte er nun mit der Kamera ergründen, weshalb es damals zum Bruch gekommen war, was die Liebesbeziehung hatte scheitern und unglücklich hatte enden lassen und welche Änderungen inzwischen stattgefunden hatten. Er wollte die Frau zu einem Gespräch, das eigentlich vor fünf Jahren hätte stattfinden sollen, um Klarheit über sich selbst und die eigenen Beziehungsprobleme zu gewinnen.
Die Begegnung mit Wanda kam zwar zustande, da sie aber inzwischen Jack geheiratet hatte und sich bereits wieder in Scheidung befand, zwang diese neue, unerwartete Situation zu einer Änderung des Drehkonzepts. Steff wurde mehr und mehr zum blossen Zuhörer, dem das Gesetz des Handelns entglitt, während Wanda und Jack immer mehr in den Mittelpunkt rückten. In der heftigen Konfrontation zwischen den beiden wurden für Steff aber auch die Gründe für das Scheitern der eigenen Beziehung zu Wanda sichtbar. Die beiden Männer, die nacheinander die gleiche Frau geliebt hatten, waren nicht in der Lage, Wanda so zu akzeptieren, wie sie ihrem eigenen Wesen nach war und sein wollte.
Wanda ist das, was heute wohl meist unter einer emanzipierten Frau verstanden wird – im Positiven wie Negativen. Sie akzeptiert eingegangene Verpflichtungen nur so weit, als sie die Möglichkeiten einer Veränderung und Entwicklung offen lassen. Je mehr Steff und Jack sie zurückzuhalten versuchten, desto mehr wollte sie weggehen. Sie erträgt keine physischen und psychischen Abhängigkeiten. Sie wehrt sich gegen Leistungs- und Konsumdruck und versucht, ein alternatives Leben zu verwirklichen. In ihrem Wigwam am Fluss stehen ein Doppel- und ein Einzelbett. Sie will Intimität mit mehr als einem Mann teilen, wenn sie Freunde sind. Sie will ihre Gefühle nicht mehr unterdrücken, sondern nach ihren wirklichen Bedürfnissen leben. Sie meint, ihre dickschädlige Kraft komme daher, weil bei ihr der



Wanda Linn Wester und Steff Gruber

Mond im Zeichen des Stiers stehe, astrologisch auch ein Zeichen für Sinnlichkeit. Sie glaubt, deren Impulsen folgen zu müssen, um sich nicht selbst zu verlieren. Sie lehnt die Ausschliesslichkeit einer Beziehung ab, nimmt keine Rücksicht mehr auf die Bedürfnisse des Partners, wenn diese sie in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu sehr einschränken. Sie will nicht mehr nach dem Bild und den Vorstellungen eines andern leben, sie will nicht mehr lügen müssen, bloss um die Gefühle und Illusionen des Partners zu schonen, sondern will ehrlich zu den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen stehen dürfen.
Steff und Jack haben begreiflicherweise Mühe, das Verhalten Wandas, ihr radikales Bestehen auf Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Veränderung und Entwicklung zu akzeptieren und zu verstehen. Sie möchten ihrer Beziehung Dauer und Ausschliesslichkeit sichern, weil sie sich davon Halt, Geborgenheit und Sicherheit versprechen. Sie sind die «konservativen» Elemente, beharren auf Positionen der Moral, der Praxis und des Kompromisses. Steffs Position gerät allerdings dadurch ins Wanken, dass er sich während der Filmarbeit in Bonnie T verliebt und sich nun ebenfalls damit auseinandersetzen muss, gleichzeitig zwei Menschen zu lieben. Und auch Bonnie T ist gegen Bindung und Dauer: «Du kannst das Gestern nicht festhalten... wie willst Du also das Morgen verplanen?»
Die Gespräche (sie werden ausschliesslich auf Englisch geführt) verbleiben zwar völlig in der Privatsphäre von Wanda, Jack, Steff und Bonnie T, fördern aber Probleme zu Tage, die heute in den Beziehungen vieler Menschen eine grosse Rolle spielen im Spannungsverhältnis von Liebe und Partnerschaft, Treue und Selbstverwirklichung, Freiheit und Abhängigkeit. Insbesondere das Streitgespräch zwischen Wanda und Jack bietet in seiner Offenheit und Schonungslosigkeit einen Spiegel, in dem viele ihren eigenen Beziehungsschwierigkeiten begegnen. Steff Gruber hat seinen eigenen Lern-

prozess filmisch aufgearbeitet und dem Zuschauer zugänglich gemacht, der dadurch Anstösse erhält, sich in Widerspruch oder Zustimmung zu den Ansichten der Protagonisten des Films bewusster mit eigenen Beziehungsproblemen auseinanderzusetzen. Patentlösungen werden allerdings keine angeboten, denn auch die Filmfiguren bleiben Menschen in ihrem Widerspruch, mit Fehlern, Unduldsamkeiten und Schwächen behaftet.
In der Schweizer Filmszene ist «Moon In Taurus» von der Produktionsweise und von der Machart her ein eher ungewöhnliches Werk, das neue Wege zu gehen versucht, aber auf halbem Weg stehen bleibt, weil auch hier das Verbale zu sehr über das Bild dominiert. Der Film lässt sich nur schwer einordnen, weil er weder Spiel- noch Dokumentarfilm ist, sondern eine Mischung von beiden. Steff Gruber ist zwar von einer realen Erfahrung ausgegangen, hat diese aber durch Kamera, Tonband, Auswahl und Schnitt zu einer neuen Wirklichkeit geformt, die nicht mehr als dokumentarisch im engen Sinn bezeichnet werden kann: «Durch die vertragliche Verpflichtung, am Film mitzuarbeiten, war es den Beteiligten nicht möglich, aus unangenehmen Situationen wegzulaufen, wie sie es in Wirklichkeit getan hätten. Und da beginnt für mich die Fiktion, also eine neue Realitätsebene. Die wichtigste Beobachtung, die ich dabei gemacht habe, war, dass die Darsteller somit gezwungen waren, aufeinander einzugehen, wie sie es zuvor nicht getan haben. Trotz, oder gerade wegen der Kamera haben wir mehr aus den Leuten herausgeholt, Dinge, die sonst wahrscheinlich nie zum Ausdruck gekommen wären.» Die Kamera als Katalysator... Franz Ulrich

Erfolgreicher TV-Regisseur

tv. Adrian Marthaler, Regisseur beim Fernsehen DRS, ist für die amerikanische Fernsehproduktion «Once upon an Orchestra» als «Consultant Director» verpflichtet worden. Die Sendung wurde in Akron (Ohio) realisiert.

Schwestern oder Die Balance des Glücks

BRD 1979. Regie: Margarethe von Trotta (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/313)

Sie «möchte Filme drehen über menschliche Beziehungen, gegenseitige Abhängigkeiten, Filme, die den Bereich von Traum und Phantasie miteinbeziehen». Margarethe von Trotta hat während ihrer Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann Volker Schlöndorff («Die verlorene Ehre der Katharina Blum», «Der Fangschuss») Abhängigkeit gespürt. Selber Filme zu machen, ist für sie eine existentielle Notwendigkeit geworden, Filme, in denen sie ihre eigenen Vorstellungen verwirklichen kann, in denen sie sich konzentrieren kann auf emotionale Dimensionen, Innenräume menschlicher Beziehungen.
In diesen Innenräumen spielt sich das Drama «Schwestern oder Die Balance des Glücks» ab, dessen Geschichte als Tragödie angelegt ist. Bereits die metaphorische Einleitung – im Bild ein «Waldstück à la Max Ernst», dann die beiden Schwestern im Dunkeln sitzend, die grosse erzählt der kleinen ein Märchen, das mit den Worten endet: «Wenn wir jetzt ausruhen, werden uns die wilden Tiere im Schlaf überfallen und wir werden nie mehr nach Hause kommen» – bereits diese Einleitung umreisst das Ausmass der Tragödie mit aller erdenklichen Schwere. Und diese Schwere wird der Film nie mehr los. Das Thema des Waldes, das romantisch ausgedeutete Symbol für das Unbewusste, das dunkel Undefinierte, taucht leitmotivisch über den ganzen Film immer wieder auf. Auch die Personen werden mit derselben belesenen Akribie typisiert. Maria, die ältere Schwester, Chefsekretärin, sauber, korrekt, selbstzufrieden, und Anna, die jüngere, Biologiestudentin, eine Träumerin, Zweiflerin, introvertiert und melancholisch. Zwischen den beiden Schwestern besteht eine gegenseitige Abhängigkeit, die unlösbar scheint. Maria, mit ihren ungebrochenen Lebensprinzipien, lässt der Phantasie, dem Andersartigen kei-

nen Raum und versucht, Anna demselben Erfolgsschema anzupassen, indem sie ihr Studium finanziert. Anna nützt die Fürsorglichkeit ihrer Schwester voll aus, rebelliert aber zunehmend gegen deren Leistungsprinzip und tritt letzten Endes aus dem Teufelskreis von Macht und Unterdrückung aus, indem sie sich das Leben nimmt. Dieser Suizid ist aber gleichzeitig Annas letzte und grösste Machtdemonstration, ihre Rache an der Selbstzufriedenheit Marias.

Für Maria ist alles ersetzbar, auch die Schwester. Nach dem gleichen Beziehungsmuster kümmert sie sich um Miriam, eine «Grossraumtippse» aus ihrem Büro, schickt sie in einen Sprachkurs und will aus ihr eine Chefsekretärin nach ihren Vorstellungen machen. Nur: Miriam ist keine Ersatz-Anna, sie ist stärker, selbstbewusster und lässt sich von Maria nicht kaufen. Und zieht aus. Aber die Rechenaufgabe geht dennoch auf. Maria kommt zum sinnigen Schluss, dass sie lernen wird zu träumen, dass sie sich bemühen wird, Maria und Anna zu sein.

In ihrem Tagebuch schreibt Margarethe von Trotta über das Entstehen der Geschichte, über die Dreharbeiten, die Zusammenarbeit mit dem Team und die Intentionen des Films. In Interviews betont sie fast penetrant den Stellenwert von Emotionen, Beziehungen und Personen. Dagegen steht jetzt der fertige Film als Endprodukt dieser Bemühungen: schwermütig, kühl, konstruiert und brav. Nichts von leidenschaftlichen Gefühlen, keine emotionale Kommunikation mit dem Zuschauer, auch keine expressiven Bilder und keine Träume. Schon eher ein distanziertes Lehrstück. Ein Film, der mit seiner Gestaltung der eigenen Botschaft, der Aufforderung zum Träumen, zuwiderläuft. Alles wirkt merkwürdig zurückgebunden, steif und gewollt.

Zum Beispiel die Farben: Es sind – vor allem gegen Ende des Films – die Farben des Waldes (olivgrün, braun, dunkel), die durch das Leitmotiv den Räumen eine unheimliche, düstere Atmosphäre verleihen, die nirgends durchbrochen wird. Die Helligkeit der Büros ist keine heitere, auch hier kühles Neonlicht; das maskenhaft weiss geschminkte Gesicht Annas, später auch Marias blasses Gesicht. Diese schwere, drückende Atmosphäre, die von der Lichtdramaturgie noch unterstützt wird, erweitert den verbalen Dialog nicht um eine sinnliche Dimension, sondern ist eine gleichmässige, angepasste Interpretation des bereits Gesagten.

Oder auch die Bilder: Die Kamera passt sich den bereits vorhandenen Räumen an, schafft keine subjektiven Raumerfahrungen. In Margarethe von Trottas Tagebuch stehen dazu frappierende Banalitäten: «Schon am dritten Tag ist das Motiv ‹ausgefilmt›, das heisst, wir wissen kaum noch wohin mit der Kamera.» Oder: «Ausserdem sichere ich mich ab durch Schnitt/Gegenschnitt.» Schnitt/Gegenschnitt – eine der uninteressantesten Montagemöglichkeiten.

Vieles ist sicher an dem Film, nichts ist spontan. Das ist nicht nur eine Schwäche dieser bestimmten Filmemacherin, es ist ein Manko vieler deutscher (und schweizerischer) Filme. Ein Manko, das weitgehend schon begründet ist in der bürokratischen Filmförderungspolitik, die sich noch immer auf sauber ausformulierte Drehbücher abstützt, andererseits aber auch zusammenhängt

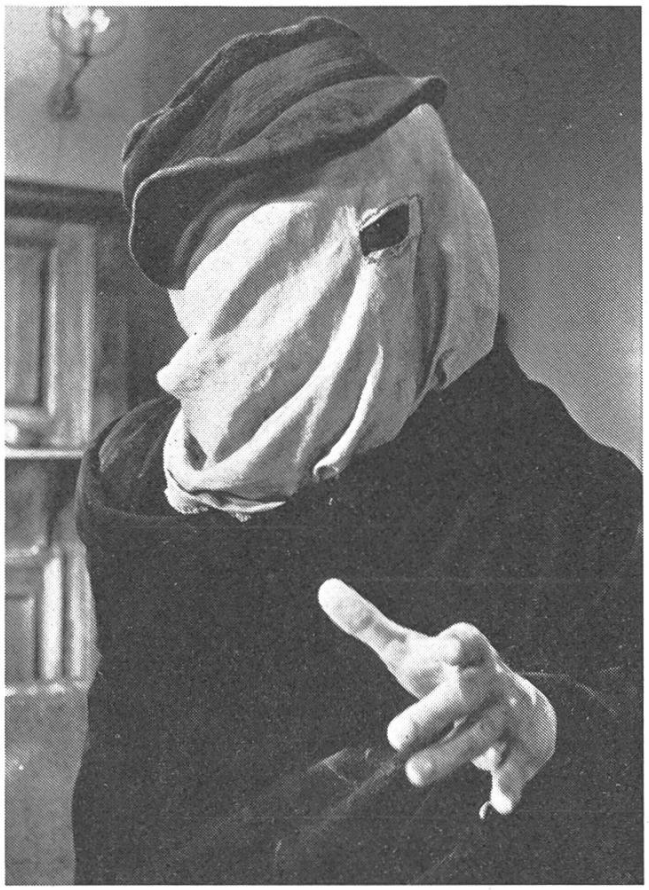
mit kleinkarierten Produktionsbedingungen, in denen jeder Pfennig nachgerechnet wird, wo alles auf eine Frage der Zeit und des Geldes reduziert wird. Margarethe von Trotta – die früher selbst Filmschauspielerin war – konzentriert sich bei ihrer Regiearbeit vor allem auf die Darsteller. Die drei Hauptdarstellerinnen – Jutta Lampe (Maria), Gudrun Gabriel (Anna) und Jessica Früh (Miriam) – kommen alle vom Theater und hatten vorher keine Filmerfahrungen, was zweifellos eine zusätzliche Schwierigkeit ergab. Theaterschauspieler haben immer die Tendenz zu forcieren, darzustellen, statt zu sein. Diese Tendenz macht sich vor allem bei Gudrun Gabriel bemerkbar, die mit ebenmässigem, blass verweintem Gesicht durch die Szenen wandelt. Eigentlich peinlich wirds aber erst bei Konstantin Wecker, der einen singenden Buchhalter mimt, in seinen Songs natürlich exakt nochmals die Aussage des Films eingängig vertont – und erst noch die Musik zum Film geschrieben hat, ein musikalisches Thema, das die Stimmung auf der Dialog- und Bildebene auch noch auf der Tonebene wiederholt. Diese didaktischen Wiederholungen machen auch die eigentliche Schwäche von «Schwestern oder Die Balance des Glücks» aus. Diese ewigen Interpretationen dessen, was eh schon gesagt worden ist. Der Film hat keine sinnlichen Dimensionen, provoziert nirgends, fällt nirgends aus der Rolle sittsamer Gepflegtheit, packt nicht. Ein deutsches Wintermärchen.

Barbara Flückiger

The Elephant Man

Grossbritannien 1980. Regie: David Lynch (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/318)

1890 starb in London der 27jährige John Merrick, der 1862 in Leicester zur Welt gekommen und jahrelang auf Jahrmärkten als «Elefantenmensch», ein Zwischending zwischen Mensch und Tier, ausgestellt wurde, weil sein Körper, vor allem der Kopf, auf grauenvolle Weise missgestaltet war. Als Grund seiner Verunstaltung wurde der Schrecken angenommen, den seine Mutter erlitt, als sie während der Schwangerschaft von einem Elefanten zertrampelt zu werden drohte. Der Chirurg Frederick Treves entdeckte ihn auf dem Markt der Whitechapel Road im East End, einer der damals elendesten Wohngegenden Europas. Er interessierte sich aus medizinischen Gründen für ihn und nahm Merrick bis zu dessen Tod in seine Obhut. Heute weiss man, dass Merrick an Neurofibromatose (überdimensionale Schädelstruktur und über den ganzen Körper verteilte Auswüchse, die von Geschwulsten an den Hauptnervenenden herrühren) litt. Sein Fall gilt als einer der extremsten in der Geschichte der Medizin. David Lynch, der mit dem Kultfilm «Eraserhead» (1972–77) bekannt wurde, hält sich eng an den historischen Fall und den Bericht von Treves. Das Thema des Films ist eigentlich jenes von Quasimodo in Victor Hugos «Der Glöckner von Notre-Dame», in dessen verunstaltetem Körper, der ihn in den Augen der Leute zum Scheusal stempelt, ein empfindsames, menschliches Herz schlägt. Lynchs Film beginnt, nach dem traumhaften Schreckerlebnis der Mutter mit dem Elefanten, mit der Entdeckung John Merricks (John Hurt) durch Frederick Treves (Anthony Hopkin), Arzt am London Hospital, in der Schaubude, wo der «Elefantenmensch» wie ein Tier gehalten, gepeitscht, misshandelt und von einem sensationslüsternen Publikum als grösster aller «Freaks» bestaunt wird. Er führt ihn seinen Kollegen als wissenschaftliche «Trouvaille» vor, um ihn dann wieder zum Zirkus zurückzuschikken, wo ihn Bytes (Freddie Jones), sein «Besitzer», weiter misshandelt, demütigt und erniedrigt. Treves, der sich allmählich nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich für den «Fall» Merrick interessiert, verschafft ihm ein Zimmer im Spital. Er glaubt, es mit einem Schwachsinnigen zu tun zu haben, und versucht, der völlig verängstigten und scheuen Kreatur einige Sätze beizubringen. Als er dem Vorsteher des Hospitals, Carr Gomm (John Gielgud) seinen Patienten vorführt, entdecken die beiden, dass Merrick nicht nur das



«The Elephant Man»: ein «Monster» erweist sich als sensibler, liebenswürdiger Mensch.

Auswendiggelernte aufsagen, sondern auch den 23. Psalm rezitieren kann. Es stellt sich heraus, dass Merrick ein geistig völlig normaler, feinfühliger und gebildeter junger Mann ist. Merrick soll deshalb im Hospital ein dauerndes Heim finden. Treves nimmt Merrick mit nach Hause, um ihn mit seiner Frau bekannt zu machen, und als die Geschichte Merricks in die Öffentlichkeit dringt, beginnen sich verschiedene Leute der besseren Gesellschaft für ihn zu interessieren. Unter ihnen befindet sich auch die berühmte Bühnenschauspielerin Mrs. Kendal (Anne Bancroft), zu der sich Merrick besonders hingezogen fühlt, weil sie ihn an seine schöne Mutter, deren Porträt er immer bei sich hat, erinnert. Aber auch der «niedere Pöbel» will seine Neugier an ihm stillen. Unter Führung des Spitalportiers, der «Eintritte» verkauft, dringt eine Menge angetrunkener Männer und Weiber bei ihm ein und ergötzt sich auf rohe Weise an seiner monströsen Hässlichkeit. Schliesslich entführt ihn Bytes, der nicht auf seine «Einkommensquelle» verzichten will, nach Brüssel, wo er ihn in einer Jahrmarktsbude wieder zur Schau stellt. Mitgliedern der Schautruppe (Liliputaner und andere Ausgestossene) erbarmen sich seiner und befreien ihn aus seinem Käfig. Nach London zurückgekehrt, entsetzt er die Passanten, wird von der Polizei aufgegriffen und zu Treves ins Hospital gebracht. Es stellt sich heraus, dass Merrick nicht mehr lang zu leben hat. Vor seinem Tod erlebt er aber noch den glücklichsten Moment seines Lebens: Eingeladen von Mrs. Kendal, darf er an der Seite der Prinzessin Alexandra in deren Loge einer Theatervorstellung beiwohnen. Am Schluss spendet ihm das Publikum stehend Beifall. Merrick fühlt sich endlich als Mensch voll akzeptiert.

Was den Stoff zu einem der üblichen Horrorfilme, die Abnormes als billige Gruseleffekte vermarkten, hätte abgeben können, hat David Lynch in faszinierenden, stimmungsdichten und eindringlichen Schwarzweiss-Bildern zu einem bewegenden Drama der Menschwerdung gemacht. Es ist ihm ein überzeugendes Plädoyer für die Würde des Menschen auch in «unmenschlicher», physisch pervertierter Gestalt gelungen, ähnlich wie im berühmten Film «Freaks» (1932) von Tod Browning, in dem die monströsen Missgeburten eines Zirkusunternehmens menschlicher handeln als die «Normalen». David Lynch schildert behutsam, wie sich das monströse «Ding» Elefantenmensch unter mitfühlender Anteilnahme in einen liebenswerten, empfindsamen Menschen verwandelt. Lynch hat alles getan, damit die Sensationslust des Kinozuschauers nicht auf die Rechnung kommt, vor allem dadurch, dass er das verunstaltete Äussere erst enthüllt, wenn der Zuschauer, zusammen mit Treves und den Schwestern des Hospitals, gelernt hat, in Merrick nicht mehr das Monstrum, sondern den Mitmenschen zu sehen. Wenn die blosse Neugier sich in Mitgefühl und Anteilnahme verwandelt hat, vermag auch das schreckliche Äussere Merricks nicht mehr zu schockieren.

So bemerkenswert Lynchs Film in Be-

zug auf das Thema, die Darsteller, die Kameraarbeit und die Milieuschilderung ist, sind dennoch einige kritische Fragen angebracht. Was, wenn in John Merricks monströser Gestalt nicht eine edle, schöne Seele, Verstand und Intelligenz zu entdecken gewesen wäre? Hätte eine Missgeburt mit versehrter, verstörter oder gar kaputter Psyche weniger Achtung und Anteilnahme verdient? Jedenfalls hätte sich ein physischer und psychischer Krüppel weniger zum modischen Grusel- und Wohltätigkeitsobjekt der High-Society geeignet. Mit einem geistig und körperlich Behinderten liesse sich weniger Staat machen, mit ihm liesse sich keine geistvolle Konversation treiben. Er wäre nicht «gesellschaftsfähig» und hätte von der feinen viktorianischen Gesellschaft nicht zur Demonstration der eigenen Fortschrittlichkeit und Grosszügigkeit benutzt werden können. So erscheint mir denn auch die Gegenüberstellung der gesitteten Reaktionen der besseren Gesellschaft und der Rüpelhaftigkeit des «gemeinen» Plebs sehr fragwürdig. Zu wenig macht Lynch deutlich, dass sich das Verhalten der beiden Schichten grundsätzlich gar nicht so stark von einander unterscheidet: Für die High-Society ist Merrick weitgehend nur ein gesellschaftliches Renommierobjekt und für das Volk ein Sensationsstück zur Befriedigung roher Neugierde, dessen «tierische» Not hilft, das eigene Elend in den Slums und in den Fabriken zu vergessen. Beide Schichten sind jedoch nicht fähig, Merrick als normalen Mitmenschen wirklich zu akzeptieren.

Franz Ulrich

TV/RADIO-KRITISCH

«Kamera 80»: verkrampfte Alibiübung

Sendungen über Film sind offensichtlich nicht die Stärke des Deutschschweizer Fernsehens. Das zeigte sich erneut und geradezu auf ärgerliche Weise bei der letzten Ausgabe von *«Kamera 80»* (12. November) zum Thema *«Dokumentarfilme: Abbild der Wirklichkeit?»*. Moderator Felix Bucher unterhielt sich mit den beiden Filmschaffenden Gertrud Pinkus und Johannes Flütsch sowie dem Filmkritiker Pierre Lachat, und als Aufhänger diente das ganz dem Dokumentarfilm gewidmete Internationale Filmfestival von Nyon, das dreieinhalb Wochen (und nicht zwei, wie Bucher sagte) vor dem Sendedatum besagter *«Kamera 80»* zu Ende gegangen war.

Eine lieblose etwa fünfminütige Reportage über Nyon machte denn auch den Anfang: ein Schwenk über Dächer, ein Blick in die Altstadt, ein Schnitt ins Kino-Foyer, ein Ausschnitt aus der Pressekonferenz zum belgischen Film «Comme si c'était hier», ein Kommentar, der Nyons internationales Renommée rühmte und das Festival gegenüber Leipzig und Mannheim abgrenzte sowie drei Fragen von Fred Zaugg an die Direktorin Erika de Hadeln, Fragen nach dem Echo des Festivals, nach seiner Wirkung und nach dem heutigen Stellenwert des Dokumentarfilms.

In der letzten Antwort von Erika de Hadeln schnappte Moderator Bucher das Stichwort «Stiefkind Dokumentarfilm» auf. Damit leitete er zu seiner Studiorunde über, indem er Johannes Flütsch, der eben in der Fertigstellung seines neuen Films *«Zärtlichkeit und Zorn»* steckt, fragte, ob denn nun sein Film für ihn ein Stiefkind sei. Flütsch war einen Moment ratlos, verneinte und versuchte zu erklären, dass das so ja nicht gemeint sein konnte. Dieses Beispiel ist typisch, und Buchers Studiogäste waren noch mehrmals perplex ob seinen Fragen. Pierre Lachat etwa sollte sich zu den Gestaltungsmitteln eines knapp fünfminütigen Filmausschnittes aus dem Programm von Nyon äussern, ob-